

Können Sie sich kurz vorstellen? Ihr Name, Ihr Beruf, wo Sie aufgewachsen sind?

Mein Name ist Albertine Hoelpes, und ich bin am 16.10.1940 geboren. Nach der Grundschule ging ich ins Internat in Ettelbrück und anschließend ins *Feldgen*. Da lebte ich allein in Luxemburg-Stadt, nach der 9. Klasse. In Paris schloss ich meine Ausbildung zur Krankenpflegerin und Sozialarbeiterin ab und wollte dann Psychologie studieren. Aber als ich sah, wer damals Anfang der 60er Jahre alles Psychologie studierte, da hörte ich auf. Ich wollte mich nicht mit diesen Personen aufhalten. Die studierten alle Psychologie, um ihre eigenen Probleme zu lösen. Ich ging zurück nach Luxemburg und arbeitete zuerst kurz im Krankenhaus in Ettelbrück, doch alle wollten, dass ich im Sozialamt arbeitete. Ich arbeitete also zuerst in Ettelbrück und Diekirch, und als ich dann heiratete – mein Mann arbeitete in Differdange –, wurde dort eine Stelle frei, und ich meldete mich. Wir bauten ein Haus in Bascharage und zogen dorthin. Ab da arbeitete ich in Rodange, Petange, Bascharage.

Ihre Kindheit verbrachten Sie hier in Kalborn?

Ja. Das erste Mal in Luxemburg-Stadt war ich, als ich meine erste Kommunion machte. Ich fuhr mit meiner Mutter in die Oktav. Außerdem fuhren wir manchmal zur Familie meiner Mutter nach Dahl. Weiter kamen wir nie.

Können Sie kurz Ihre Eltern vorstellen? Deren Name und Beruf?

Mein Vater hieß Nicolas Hoelpes. Er wurde 1898 geboren und war Landwirt. Sie hatten einen großen Hof und arbeiteten alle dort. Meine Mutter wurde 1902 geboren und war Lehrerin hier in Kalborn. Sie heirateten 1928. Sie war die erste Lehrerin im Land, die heiratete und trotzdem weiter unterrichtete.

Wie kam das hier an?

Nicht gut. Aber da das in keinem Gesetz stand, meine Mutter eine ziemlich autoritäre Person war und sich ziemlich gut mit allem auskannte, störte sie sich nicht daran. Später schätzte man sie sehr. Aber das war natürlich ein Skandal, da alle Lehrerinnen unverheiratet waren. Deshalb nannte man sie auch „Fräulein“. Wenn sie heirateten, hörten sie auf zu unterrichten.

Hatten Sie auch Geschwister?

Ja, ich hatte drei Brüder. Ich war die Jüngste. Der eine wurde 1929 geboren, Jos. Er war am Gymnasium in Diekirch und arbeitete danach am Flughafen. Er starb 2008. Gust wurde 1931 geboren. Er war an der technischen Sekundarschule. Er arbeitete bei der Firma Paul Wurth und wurde oft versetzt. Er war in Kanada usw. Er fuhr in viele Länder wegen seines Berufs. Sie hatten auch keine Kinder, deshalb konnte er viel reisen. Dann gab es noch Erny. Er arbeitete bei Goodyear und lebte hier im Elternhaus in Kalborn. Erny starb im September 2002. Jos im September 2008. Deshalb bin ich immer froh, wenn der September vorbei ist. Alle unsere Männer starben im September. Deshalb mag ich diesen Monat nicht. Mein anderer Bruder, Gust, lebt noch. Wir waren also Joseph, Gustave, Ernest und Albertine. Und da ich 1940 geboren wurde, musste mein Vater wohl dreimal zum Rathaus, um mich anzumelden, weil sie keinen Namen akzeptierten. Er nahm eine Liste mit, von der sie sich einen Namen aussuchen konnten. Sie suchten einen Namen aus, der für sie am deutschesten klang, Albertine, was sie mit einem E hinten aussprachen. Die anderen wurden umgetauft: Josef, Gustaf. Sie hielten sich natürlich nie daran. Aber Gust wurde vor ein paar Jahren von der Regierung angeschrieben, ob er seinen Namen wieder in die Form mit „ve“ am Ende umändern wolle. Weil der noch immer mit „f“ am Ende eingetragen war.

Sie erzählten, dass Sie 1940 geboren wurden. Was ist denn Ihre erste Erinnerung an die Besetzung?

Daran kann ich mich kaum erinnern, da ich ja im Oktober geboren wurde. Ich erinnere mich nur daran, dass mein Vater immer mit dem Ohr am Radio saß und der Großherzogin zuhörte. Dann kam der Briefträger, das war der Sohn des Ortsgruppenleiters, und er ging dorthin, wo sich die Menschen aufhielten, das heißt in die Küche. Er erwischte meinen Vater dabei, als er der Großherzogin zuhörte. Mein Vater ging dann für ein paar Tage in seinen Bunker im Wald, weil er Angst hatte, dass sie ihn mitnehmen würden. Und ich erinnere mich, dass er mich bei Fliegeralarm huckepack nahm und wir schnell nach unten zu seiner Familie liefen, weil diese den großen Hof und große Gewölbekeller hatte. Das halbe Dorf saß immer in diesen Kellern. Auf den Briketts, den Kartoffeln und den Rüben. Dort lag ein Ballen Stroh, auf dem wir schliefen. Wir durften nicht reden und schon gar kein Licht machen, auch hier zu Hause nicht. Es musste alles geschlossen sein, damit es dunkel war. Damit von außen niemand Licht sah. Und dann wurde der Rosenkranz gebetet. Es gab keinen Fernseher. Wir hatten allerdings ein Radio. Ich erinnere mich, dass immer gesagt wurde, dass wir irgendwann wohl flüchten müssten. Ich musste damals immer Mittagsschlaf halten, weil ich noch klein war. Ich hatte dann immer Angst, dass sie weglaufen und mich im Bett zurücklassen würden. Oder dass sie schon weit weg wären, bis ich die Schuhe gebunden hätte. Ich stellte mir das vor, wie ein Kind sich eben „weglaufen“ vorstellt. Ich habe auch nie Fragen gestellt. Und nicht im Geringsten daran gedacht, dass sie mich mitnehmen würden. Ich hatte immer nur Angst, nicht hinterherzukommen.

Was änderte sich durch die deutsche Besatzung für Ihre Familie im Alltag?

Wir durften kein Licht machen, nicht laut reden. Unser Ortsgruppenleiter war ... Sein Sohn war Briefträger, seine Tochter leitete die Hitlerjugend, der andere war Feldhüter. Sodass man immer Gefahr lief, von irgendjemandem überwacht zu werden. Man musste immer aufpassen. Wir verbrachten viel Zeit unten im Dorf bei den Tanten, weil meine Mutter ja unterrichtete. Mein Vater arbeitete viel dort, weil sie den großen Hof hatten. Ich ging noch nicht zur Schule, also ging ich auch dahin. Aber dort war es dasselbe. Alle Türen waren abgeschlossen. Als Kind fragte man sich dann, wieso man da nicht hineinkonnte. Aber da sie Männer versteckt hatten – und zwar ziemlich viele –, redete nie jemand darüber. Es war alles so geheim. Vor uns Kindern wurde vieles nicht ausgesprochen. Überall wo man hineingehen wollte, war abgeschlossen. Man fragte sich wieso.

Sie sagten, dass Ihre Mutter Lehrerin war. Hatte sich auch für sie etwas verändert?

Ja natürlich. In der Schule durfte ja kein Französisch mehr unterrichtet werden. Wir waren ein kleines Dorf, da kam der Schulrat nicht so oft. Aber dann hätte sie „Heil Hitler“ sagen müssen usw. Das tat sie natürlich nicht. Sie schaute zum Fenster hinaus und, wenn dann nicht gerade die Deutschen unterwegs waren, wurde in der Schule „D’Heemecht“ gesungen. Das durfte natürlich nicht öffentlich sein, damit keiner etwas mitbekam.

Wie war es mit der Lebensmittelversorgung?

Wir waren natürlich hier in einem Bauerndorf etwas verwöhnt. Die Leute hatten Hühner, Tiere, Milch. Sie stellten selbst Mehl her, um zu backen. Brot und so weiter. Die Leute aus Luxemburg-Stadt kamen dann hamstern, weil sie das alles nicht hatten. Keinen Garten, um Gemüse anzubauen, keine Wiesen mit Apfelbäumen. Wir litten keinen Hunger. An sich bekamen wir diese Lebensmittelmarken, um einkaufen zu gehen. Wir brauchten die aber nicht oft.

Die Leute durften nicht schlachten, das war verboten. Meine Familie – damit meine ich die ganze Familie, da wir viel bei meiner Großmutter waren – hatte Männer bei sich versteckt und war selbst eine große Familie, deshalb schlachteten sie schwarz. Sie wurden angeschwärzt und kamen ins Gefängnis in Diekirch. Ihr Nachbar hatte sie verraten, das war ein Deutscher. Ein echter Nazi. Sie waren arm wie Kirchenmäuse, und er arbeitete immer als Tagelöhner bei meiner Familie. Seine Frau und seine Kinder hielten aber zu den Luxemburgern. Er lief irgendwann über die Grenze, als die Amerikaner kamen und er merkte, dass es brenzlig wurde. Nach Deutschland. Seine Familie aber nicht. Und die saßen auch immer hier im Keller, weil sie selbst keinen hatten. Als sie damals im

Gefängnis waren, wurde der Deutsche als Zeuge vorgeladen. Sie hatten einen Anwalt. Mein Onkel sagte: „Du dreckiger Nazi, du hast selbst schwarzgeschlachtet. Werkzeug hattest du natürlich keins, das hast du von uns genommen.“ Da sagte der Anwalt: „Das hätten Sie jetzt nicht sagen dürfen, jetzt kann ich Ihnen nicht mehr helfen.“ Der Richter aber ließ sie nach Hause gehen. Sie waren also nicht alle so boshaft. Es gab Kontrollen. Die Männer, die sie versteckt hatten, saßen in der Scheune auf dem Heuboden. Sie kamen manchmal nach draußen und halfen beim Dreschen. Einmal kam einer, um zu kontrollieren, und der eine, der beim Dreschen half, rannte weg. „Da ist ja einer weggelaufen!“ „Dann müssen Sie ihn eben suchen.“ Sie suchten aber nicht nach ihm, denn sie hatten Angst vor den Konsequenzen, die das für sie selbst haben könnte. Sie setzten denen, die im Bunker in Heinerscheid versteckt waren, das Essen immer unten auf die Mauer. Das wurde immer alles geheim gehalten. Ich erinnere mich gut daran, dass ich einmal, als die Männer im Gefängnis waren, Prügel von meiner Großmutter bekam, weil ich mich weigerte zu essen. So war ich noch nie verprügelt worden. Das hat mich geprägt. Unsere Nachbarn wurden 1942 umgesiedelt. Die Söhne liefen weg, um nicht auch umgesiedelt zu werden. Sie liefen zuerst zu einem Haus, wo man sie nicht aufnahm, und dann zu meiner Großmutter, die sie dann versteckte. Dann kamen Tiroler in das Haus. Wir verstanden uns gut mit denen, sie besuchten auch den Unterricht meiner Mutter. Ich war als Kind sehr oft bei ihnen, weil ich noch nicht zur Schule ging. Ich lief durchs Dorf.

Wie empfanden Sie die Stimmung während der deutschen Besatzung? Bemerkten Sie, dass sich im Laufe der 5 Jahre etwas veränderte?

Das Misstrauen war natürlich da. Besonders gegenüber den Deutschen. Sie taten uns nichts, es war nur der Briefträger, der ins Haus kam. Man passte aber auf, wenn man glaubte, dass er käme. Die Leute schauten immer aus dem Fenster. Weil er eben der Sohn des Ortsgruppenleiters war. Aber ansonsten hielten die Menschen schon irgendwie zusammen. Aber sie hielten sich nicht viel miteinander auf. Jeder blieb bei sich zu Hause.

Sie würden also sagen, dass das nach dem Krieg anders war? Dass die Leute sich wieder mehr trafen?

Während des Krieges wusste man nie, was plötzlich kommen würde. Wenn Fliegeralarm war, musste man in den Keller. Die Leute hatten alle Arbeit zu Hause. Im Dorf waren alle Bauern, die hatten selbst Arbeit zu erledigen, den ganzen Tag. Es war damals nicht wie heute, wo es Maschinen für alles gibt. Viele Männer waren bereits eingezogen worden, sodass in vielen Familien nur noch die Frauen zu Hause waren. Und die mussten dann den ganzen Tag arbeiten. So war es bei vielen. Morgens musste das Vieh gefüttert und die Kühe gemolken werden. Das war nicht wie heute, wo das automatisch geht. Die einzigen, die keinen Bauernhof hatten, waren die Tiroler im Haus der Nachbarn. Die hatten etwas mehr Zeit. Aber mit denen hielt sich auch niemand auf. Die Kinder gingen nur zur Schule, und ich war viel bei ihnen.

Wie erlebten Sie die Befreiung im September 1944? Erinnern Sie sich daran?

Eine Befreiung hatten wir hier im Norden nicht. Sie kamen im Süden in Petange über die Grenze, aber hier war noch nichts. Wir waren nicht mehr zu Hause, wir waren in Dahl. Die Leute waren fast alle nicht mehr im Dorf, da saßen nur noch die, die nach dem Vieh schauten und es fütterten. Die saßen in den zwei Kellern, alle anderen waren weg. Genau genommen war 6 Monate niemand im Dorf. Wir waren in Dahl, mein Vater war hiergeblieben.

Die, die hiergeblieben waren, waren aber sicher glücklich über die erste Befreiung und feierten?

Ja, da wurde noch gefeiert. Die Flaggen wurden gehisst usw. Und schon schoss es von der anderen Seite her, weil wir hier ja sehr nah an der deutschen Grenze liegen. Die Amerikaner befahlen, die

Flaggen wieder herunterzunehmen. Damals knallte es zum ersten Mal so richtig hier. Das war damals bei der Befreiung.

Kurz danach kam es dann zu diesem schrecklichen Vorfall hier in Kalborn. Können Sie uns erzählen, was da passiert ist?

Kurz bevor das passierte, gingen wir mit meiner Mutter nach Dahl. Die Leute, die sich noch um das Vieh kümmerten, saßen noch in den Kellern. Mein Vater hatte uns noch Dinge eingepackt. Er hatte wohl noch eine Kiste hinten auf dem Fahrrad, um uns Kleidung mitzubringen, wenn er nachkommen sollte. Er kam aber nie.

Wer saß denn noch hier in den Kellern?

Bei Familie Freichel saß ein halbes Dutzend, also deren Familie. Ihre Söhne, die die Arbeit machten, und noch ein Nachbar. Bei uns, also unten bei meiner Großmutter, waren eine meiner Tanten und sie selbst schon weg, die Männer waren aber noch im Keller. Ebenso meine andere Tante. Die Familie Holper und der Mann, die Frau und der Sohn der Familie Peiffer saßen auch dort. Die Familie aus dem Nachbarhaus – ich weiß nicht mehr, wie die hießen – war auch dort. Alle anderen waren weg. Meine Mutter war ja auch mit uns weg. Wir waren in Dahl bei der Familie meiner Mutter. So machten es die meisten Leute, sie gingen zu Verwandten, die sie irgendwo hatten.

Was passierte konkret am 22. September 1944 hier in Kalborn?

Die Amerikaner kamen immer kurz herunter und fuhren dann wieder hoch. Die Deutschen kamen von der Our her – das war ja nicht weit – und plünderten die Häuser. Sie nahmen alles mit, was da war. Die Möbel, einfach alles. Sie klauten alles, was da war. Dann bemerkten sie, dass bei meiner Großmutter im Keller noch etwas war. Dass dort irgendwie Menschen waren. Sie gingen also hinein und fanden die, die dort noch saßen. Sie trieben alle hinaus auf den Hof. Das war am 22. September. Sie fragten, ob sie Waffen hätten. Sie hatten ein altes Gewehr. Die Frauen standen beim Haus und winkten Nein. Die Männer hatten sie von den Frauen getrennt. Sie sagten Nein, aber einer sagte das nicht so überzeugt. Sie schrien ihn also noch einmal an, und er antwortete, dass sie eine alte Waffe hätten. Die holten sie dann. Die anderen sagten, die würde nichts mehr taugen. Aber der Hauptmann hielt sich nicht daran. Er sagte dann: „Sie wissen ja, was jetzt passiert.“ Er fragte, welcher seiner Begleiter sie erschießen wolle. Alle weigerten sich, und so machte er sich eine Ehre daraus, es selbst zu tun. Er trieb sie aus dem Hof hinaus auf die andere Seite, da war ein Teich. Er stellte sie neben den Teich und erschoss sie selbst. Plötzlich kamen Amerikaner von oben. Die nahmen sie auch fest, nachdem sie den Fahrer erschossen hatten. Sie nahmen sie mit, genau wie die Frauen, die noch im Keller saßen. Mit über die deutsche Grenze. Einer war noch nicht ganz tot, der hatte sich noch ein bisschen weitergeschleppt. Manchmal kamen ein paar Bewohner aus Heinerscheid, um nach dem Vieh zu schauen. Von denen hat einer sie gefunden. Oder es war ein Amerikaner, der sie fand und in Heinerscheid, wo noch mehr Menschen im Dorf waren, Bescheid gab, dass sie nachschauen sollten, weil dort jemand liegen würde. Sie kamen und fanden die anderen dann auch. Die waren in den Teich gefallen. Sie kamen nach Dahl, um meiner Mutter das mitzuteilen. Sie ging allein zur Beerdigung und sagte uns erst, dass unser Vater tot war, als sie zurückkam. Niemand weiß viel über diese Beerdigung, wir haben nur das Bild von den Särgen. Es waren ja auch nicht viele dabei. Von den anderen, die damals aus dem Keller mitgenommen wurden, wusste auch niemand, wo sie waren. Sie gingen mit nach Deutschland und mussten dann bei Bauern arbeiten. Sie kamen 1945 zurück. Meine Großmutter starb im Mai 1945. Ich habe mich immer gefragt, ob sie noch erlebt hat, dass ihre Tochter zurückgekommen ist. Es gibt niemanden mehr, der mir das beantworten kann. Ich erinnere mich auch noch, dass ich anfangs nie an diesem Teich vorbeigehen konnte. Später hatten sie bei meiner Tante noch ein bisschen Vieh. Wenn sie die Kühe hereinholte, begleitete ich sie manchmal, aber ich konnte nicht an diesem Teich vorbeigehen, wo unsere Leute erschossen wurden. Wenn die Tante etwas weiter vorne war, hatte ich Angst, ich würde auch tot umfallen, wenn ich an diesem Teich vorbeiging.

Wenn sie mich bei der Hand nahm, war es gut. Aber allein konnte ich nicht daran vorbeigehen. Irgendwie ist trotzdem ein gewisses Trauma hängen geblieben.

Am 16. September 1944 begann die Ardennenoffensive. Zu diesem Zeitpunkt waren Sie in Dahl bei Ihrer Familie. Woran können Sie sich erinnern?

Ich sehe noch vor mir, wie wir den Wagen beluden. Damals lebte die Mutter meiner Mutter noch. Sie saß oben auf dem Wagen. Wir Kinder und die anderen – ich hatte eine Cousine, die noch klein war und im Kinderwagen lag – fuhren dahinter. So, wie man es heute manchmal in den Filmen sieht. Wir fuhren von einem Dorf zum anderen, wir übernachteten unterwegs irgendwo, ich weiß nicht mehr genau wo. Boulaide oder so. Daran erinnere ich mich auch noch gut. Es lagen wohl viele Leute dort, und ich musste in einer Wiege schlafen. Ich schlief die ganze Nacht nicht, weil ich mich nicht strecken konnte. Ich musste zusammengekauert da liegen, die Beine angezogen. Wir waren morgens noch nicht ganz aus dem Haus, als es dort einschlug und das Haus zu brennen anfang. Das weiß ich auch noch, dass es in diesem Haus plötzlich eine Explosion gab und es lichterloh brannte. Wir fuhren weiter und landeten schlussendlich in Perlé in der Nähe von Martelange. Statt uns davon zu entfernen, fuhren wir immer weiter in die Rundstedt-Offensive hinein. Dort übernachteten wir dann bei Leuten, die uns aufnahmen.

Wie erlebten Sie den Moment, als Sie 1945 endgültig befreit wurden und zurückkommen konnten?

Schön war es nicht. Im ganzen Dorf war kein Haus mehr ganz. Die Bewohner waren alle auf die paar Häuser, die noch standen, aufgeteilt. Einige waren hier bei uns und andere weiter unten im Dorf, gegenüber von meiner Großmutter. Dort waren die Familie Peiffer und noch andere. Diejenigen, deren Häuser kaputt waren, kamen bei anderen im Dorf unter. Wir hatten keine Fenster mehr, unser Bettzeug war morgens im Winter gefroren, weil es so kalt war. Ständig wurde der Rosenkranz gebetet. Meine Mutter meinte dann, dass die Kinder wieder zur Schule gehen sollten. Sie unterrichtete die paar Kinder, die noch da waren, hier im Wohnzimmer. Es gab nur noch 1 oder 2 Kinder, die noch beide Elternteile hatten. Die Eltern der anderen waren im KZ ums Leben gekommen, bei den anderen war der Vater erschossen worden, bei den anderen – das waren die aus Tintesmühle – starb die Mutter bei der Geburt des letzten Kindes, bei den anderen war die Mutter auch gestorben, ein anderer war von den Nazis im Krieg den Eltern weggenommen worden. Der war eigentlich aus Pfaffenthal und wurde hier bei einer Familie platziert. Der wusste nicht, ob er Eltern hatte oder nicht. Ich glaube, die Leute adoptierten ihn später auch. Das waren lauter solche Kinder. Die Leute waren alle beschäftigt, ihre Häuser wieder zu renovieren, damit sie wieder darin wohnen konnten. Als meine Mutter wieder da unten unterrichtete, mussten die Kinder morgens zuerst Feuer machen. Wenn es endlich warm war, war schon Mittag. Und ich lief durchs Dorf. Ich stand auch daneben, als sie beim Nachbarn den toten Amerikaner ausgruben. Die Amerikaner schubsten mich hin und her, aber ich verstand sie ja nicht. Sie fanden wohl, dass ich da nicht hingehörte und verschwinden sollte. Ich war aber neugierig. Alles, was sich im Dorf abspielte, musste ich mitbekommen. Ich ging ja noch nicht zur Schule. Ich flog dann noch gegen die Füße des Toten, er trug seine Stiefel noch. Man sah überall Knochen liegen und dachte, die seien von Menschen. Wir gingen nach Heinerscheid zum Hochamt, und da lagen unterwegs auch Leichen. Das war nicht schön. Wie gesagt, ich lief dann durchs Dorf. Mein Vater war nicht mehr da, da unten im Haus war auch niemand mehr, da konnte ich auch nicht hin. Also kletterte ich einmal in einen Panzer und fand dort Bonbons, die ich alle auf einmal aß. Ich kam hoch, und meine Tante war hier. Ich erzählte ihr, dass ich mir den Bauch mit Bonbons vollgeschlagen hätte. Wo ich die denn gefunden hätte? In dem Panzer. Da kochte sie mir gleich Milch. Früher kochte man Milch, wenn jemand krank war oder etwas gegessen hatte, was er nicht hätte essen sollen. Auch im Krieg, wenn etwas verdorben war, damit man sich übergab und sich nicht vergiftete. Die Milch kam nicht wieder hoch und die Bonbons auch nicht. Die blieben alle drin. Sie war so aufgebracht, weil sie glaubte, dass die vergiftet waren. Waren sie aber nicht. Das waren mit die ersten Bonbons, die es gab. Obwohl, als ich noch in Dahl war, waren dort auch Amerikaner, die in einem Zimmer bei meiner Tante lebten. Dort wurde ich immer morgens hingeschickt, um ihnen Äpfel

zu bringen und zu schauen, ob noch jemand da war. Meine Cousins waren damals schon älter und rauchten gerne. Wenn kein Amerikaner da war, gingen sie ins Zimmer, um zu sehen, ob sie keine Zigaretten fanden. Dann rief ich schon von innen: „Hier liegt noch einer!“ Damit sie nicht hereinkamen. Sie brachten mir bei, auf Englisch zu zählen. Manchmal gaben sie mir Kaugummi oder ein Bonbon. Das war an sich die direkte Nachkriegszeit, die ich noch in Dahl erlebte. Dort war nicht alles so zerstört wie hier.

Wie würden Sie Ihre Heimat hier in Kalborn nach dem Krieg beschreiben?

Die war nicht schön. Überhaupt nicht. Hier gab es nur Trauer. Jeden Sonntag wurde der Friedhof gesegnet, jeden Sonntag gingen wir in die Vesper. Das war eben so. Es gab praktisch kein Haus, wo keiner gestorben war. Die einen kamen in Russland um, die anderen wurden in diesem Bunker in die Luft gesprengt, wiederum andere wurden erschossen. Die Schweizer kamen, die Amerikaner halfen und die Menschen aus der Gegend, Unternehmer und so weiter. Um die Häuser, die noch irgendwie bewohnbar waren, so weit zu renovieren, dass man wieder einziehen konnte. Wir bekamen Möbel vom sog. Sequesteramt. So hieß das Amt, das die konfiszierten Möbel der Juden verwaltete. Die wurden in Luxemburg-Stadt aufbewahrt und standen noch dort. Davon bekamen wir einige, damit wir wieder in unserem Haus leben konnten. Auch Porzellan oder eher ein paar Messer, Teller und Töpfe. Es war ja nichts mehr da. Von den Amerikanern bekamen wir amerikanische Decken, diese Patchwork-Decken. Wir konnten hier nichts damit anfangen, hier war es zu kalt. Die Leute zogen die dann auf und strickten mit der Wolle Pullover, damit wir etwas zum Anziehen hatten.

Das heißt, die Häuser hier in Kalborn waren alle zerstört?

Sie waren nicht ganz zerstört. Einige standen noch teilweise. Wie das, in dem die Tiroler waren. Und A Backes, wie wir es nannten, das stand auch noch. Das von Tante Lis auch. Und die Zollhäuser. Es standen noch ein paar, in denen die Leute dann hausten. Einige hausten anfangs auch in der Schule.

Wie würden Sie die Solidarität zwischen den Menschen beim Wiederaufbau beschreiben?

Solidarität war in meinen Augen nicht so viel da. Jeder schaute nach sich. Jeder war genug mit sich selbst beschäftigt. Es konnte niemand dem anderen helfen, weil jeder bei sich selbst etwas zu tun hatte. Die Menschen hatten so viel Arbeit bei sich selbst, dass sie das nicht konnten. Aber es wurde relativ schnell wieder alles aufgebaut. Das ging von der Regierung aus, denn es war bekannt, was hier passiert war. Die Solidarität der Regierung war somit sehr groß, und viele Arbeiter und Unternehmen wurden zum Wiederaufbau hergeschickt.

Das heißt, die Solidarität kam eher von außen, von anderen Menschen und von den Schweizern?

Ja. Weil die ja nicht am Krieg beteiligt waren, kamen sie. Die mussten beherbergt werden usw.

Was wissen Sie über die Sprengung des Bunkers in Heinerscheid?

Dort waren Männer versteckt, die eingezogen werden sollten. Und die waren dort in einem Bunker versteckt. Die waren natürlich wie alle anderen, das waren junge Männer, die nicht die ganze Zeit drinnen blieben. Sie holten ihr Essen in Kalborn ab. Sie hatten einen Onkel, Paul Meyer. Der gab ihnen Essen. Und das wärmten sie sich dann manchmal auf, weil es in diesem Bunker kalt war. Und sie machten manchmal Feuer. Da sah der Bürgermeister, dass dort Rauch aufstieg, und schickte die Nazis dorthin. Sie schauten nach, und die Männer wehrten sich noch, aber sie sprengten den Bunker in die Luft. Und da waren sie alle tot. Es waren fünf oder sechs, die dort versteckt waren. Die meisten hatten einen Bunker im Wald, mein Vater auch. Er ging dorthin, wenn hier jemand bemerkte, dass er den Engländer hörte.

Welche Gedanken kommen Ihnen, wenn Sie aus heutiger Sicht an den Krieg zurückdenken?

Mir hat diese Zeit viel gebracht. Man bekommt ganz andere Werte im Leben. Wichtig war die Solidarität, auch wenn das nicht die Menschen hier aus dem Dorf waren. Wir waren Flüchtlinge in unserem eigenen Land. Die Menschen, die uns ein Dach über dem Kopf gaben, uns verpflegten. Wir legten keinen Wert darauf, wer das neueste Auto und die schicksten Kleider hatte, wie heute. Man lernte sich durchzusetzen, auf eigenen Füßen zu stehen, Verantwortung zu übernehmen. Als ich mein Abitur hatte, ging ich nach Paris. Dort war der Algerien-Krieg. Also der Krieg war in Algerien, nicht in Paris, aber Paris war stark involviert. Ich arbeitete im Militärkrankenhaus Val-de-Grâce, ein sehr renommiertes Krankenhaus, in dem früher alle Präsidenten starben. Als ich dort arbeitete, brachten sie die Besatzung eines ganzen Flugzeugs. Soldaten, die gelähmt waren, im Koma lagen, keine Arme oder Beine mehr hatten. Und dort erlebte ich erst, was Krieg ist. Ja, hier gab es Tote. Aber ich sah hier niemanden, der durch den Krieg verstümmelt war. Dort schon. Da sah ich erst, was Krieg bedeutete. Da habe ich das auch verstanden, ich war ja auch älter. Mir hat das Ganze einen anderen Blick auf das Leben gegeben. Das hat es, glaube ich, uns allen.